

**THOMAS BAIER, Quintilians Versuch einer funktionalen Literaturbetrachtung**, in: Christine Walde (ed.), *Stereotyped Thinking in Classics. Literary Ages and Genres Re-Considered* = *thersites* 2 (2015) 112–132.

#### KEYWORDS

Literary criticism; literary history; theory of reception; category; contingency; imitation; cultural development; theory of the emergence of culture; mannerism; utility; pragmatism; individual style

#### ABSTRACT (German)

Die mit dem Namen von Hans Robert Jauß verbundene Rezeptionstheorie hat die Literaturwissenschaft im 20. Jahrhundert gelehrt, den Blick von der Produktion eines literarischen Kunstwerkes auf dessen Rezeption zu lenken. Gleichzeitig wurden literarische Gattungen nicht mehr als naturgegeben erachtet, sondern an ihrer Wirkung gemessen. Ansätze zu solcherart Literaturbetrachtung finden sich bereits bei Quintilian im zehnten Buch der *Institutio oratoria*.

Der Redelehrer des ausgehenden ersten Jahrhunderts diskutiert Literatur nicht nach dem überkommenen Gattungsschema. Vielmehr scheint er die Gattungen für ein eher zufälliges Produkt zu halten. Folglich interessiert ihn nicht der Ursprung der römischen Literatur, sondern vielmehr der Nutzen, den sie für die Bildung des Redners entfalten kann. Seine Vorstellung von der Herausbildung und Entwicklung von Literatur beruht auf dem Konzept der *imitatio*. Dieses hat er nicht, wie man vermuten könnte, Aristoteles entlehnt. Stattdessen folgt er wohl eher epikureischen Quellen. *Utilitas* ist bei ihm der eigentliche Antrieb jeder kulturellen Entwicklung, auch der Literatur. Deshalb ist der Maßstab, den er bei der Literarkritik anlegt, stets der Nutzen bzw. die Funktion für seine eigene Zeit. Eine romantisch gefärbte, sentimentale Rückschau in die Vergangenheit, wie sie römische Antiquare pflegten, lehnt er ab. Mit Recht darf er unter die Modernisierer der Flavischen Epoche eingereiht werden.

### ABSTRACT (English)

The 20<sup>th</sup> century has seen a shift from the perspective on production to the perspective of reception. Literary genres are not any more “given by nature”, but they are determined by their function or rather their effect. Yet, one might see already in Quintilian’s *Institutio oratoria* X a classification of literature according to its effect – in this case, its educational effect.

As this paper shows, Quintilian does not discuss literature according to traditional categories or literary genres. He rather advocates the idea of contingency and denies the natural authority of Greek genres. He is not so much interested in the origins of Roman literature, but in the function of poetry and its usefulness for the education of future orators. The key concept in his account on the development of literature and culture as a whole is *imitatio*. His concept of *imitatio* is not derived from Aristotle, Quintilian may rather have taken the inspiration for his model from Lucretius and other Epicurean sources. The stimulus for imitation is given by *utilitas*. All cultural achievements came into being because they were seen as useful. Imitation goes hand in hand with innovation. In dealing with tradition Quintilian never stares with awe at the great men of old, but calculates very soberly what is useful (*utile*) and what is not. In judging literature, his yardstick is the need of his own time. He measures literature from the point of view of reception. His literary judgement is more innovative and his attitude towards the Roman past less sentimental than it appears to be at first sight. We may enrol him among the modernizers in Flavian age.

# Quintilians Versuch einer funktionalen Literaturbetrachtung

Thomas Baier (Würzburg)

## Vorbemerkung (a) „Schubladendenken“?

„Schubladendenken“ ist ein negativ konnotierter Begriff. Er bezeichnet genau das Gegenteil dessen, was heutzutage in der Wissenschaft und noch mehr in der Wirtschaft erwartet wird. Er steht für Abschottung statt für Vernetzung. Wer dem Vorwurf des Schubladendenkens ausgesetzt ist, dem wird unterstellt, er verharre in der Beschränkung eines vorgestanzten Denkens, er vermöge es nicht, über die Grenzen seines Gegenstandes hinauszublicken oder diesen gar in einen größeren Zusammenhang einzuordnen, er verschließe sich bisher unentdeckten Zusammenhängen, kurz, er sei weder kreativ noch innovativ. Schließlich impliziert die Verengung auf eingefahrene Bahnen auch geistige Trägheit, um nicht zu sagen Faulheit. Die Bedingung von Kreativität dagegen scheint Aus- und Aufbruch, Zerschlagung, Neubeginn zu sein. Man mag etwa an Joseph Schumpeters Konzept der unaufhörlichen ‚schöpferische[n] Zerstörung‘<sup>1</sup> denken. Zu guter Letzt verweist die ‚Schublade‘, die ihrerseits ein Teil der Kommode ist, ebenso auf Bequemlichkeit wie auf Abgeschlossenheit, und nicht selten ist sie der Aufbewahrungsort von Nutzlosem, von dem man sich nur aufgrund einer inneren Trägheit nicht trennen kann. „Schubladendenken“ ist also ein polemischer Begriff. Die Polemik zielt erstens gegen die Einteilung oder Kategorisierung eines Gegenstandes, die diesem nicht in vollem Umfang gerecht wird, zweitens gegen die Vorstellung von Abgeschlossenheit, Unveränderlichkeit und Statik. Gerade im Bereich der Literaturwissenschaft und dort der Literaturgeschichte ist sie besonders schnell zu Hand. Die gängigen Einteilungsmerkmale wie Epochen und Gattungen werden gerne als untauglich verworfen, da Literatur sich nicht klassifizieren lässt, Grenzen nicht eindeutig zu ziehen sind. Jedes Exemplar einer Gattung weist immer auch Elemente der Nachbargattung auf, Epochengrenzen sind niemals unumstritten oder eindeutig. Mitunter werden Grenzen auch absichtlich überschritten. Indes:

---

1 Schumpeter (1993) 134–142 („Der Prozess der schöpferischen Zerstörung“).

Einteilungen und Zuordnungen sind eine Voraussetzung wissenschaftlicher Betrachtung. Wollte man jede Abstraktion vermeiden und alle Phänomene in gleicher Weise berücksichtigen, so wäre eine sinnvolle Aussage nicht mehr möglich. Eine wissenschaftliche Untersuchung beruht auf der Wahl einer bestimmten Perspektive, und schon diese Wahl bedeutet eine Wertung. Der eingangs zitierte Schumpeter vergleicht die Arbeit des Wirtschaftswissenschaftlers mit derjenigen des Literaturwissenschaftlers, da beide willkürlich Teile aus einem Ganzen herausnehmen und der Betrachtung unterwerfen:

„Das soziale Geschehen ist eine einheitliche Erscheinung. Aus seinem großen Strom hebt die ordnende Hand des Forschers die wirtschaftlichen Tatsachen gewaltsam heraus. Darin, dass man eine Tatsache als wirtschaftliche bezeichnet, liegt schon eine Abstraktion, die erste von den vielen, die uns die technischen Notwendigkeiten der gedanklichen Nachbildung der Wirklichkeit aufzwingen. Niemals ist eine Tatsache bis in ihre letzten Gründe ausschließlich oder ‚rein‘ wirtschaftlich, stets gibt es noch andere – oft wichtigere – Seiten daran. Trotzdem sprechen wir in der Wissenschaft ebenso von wirtschaftlichen Tatsachen, wie im gewöhnlichen Leben und mit demselben Rechte. Mit demselben Rechte auch, mit dem man eine Geschichte der Literatur schreiben kann, obgleich die Literatur eines Volkes untrennbar mit allen übrigen Elementen seines Daseins verbunden ist.“<sup>2</sup>

Das bedeutet jedoch nicht, dass es der Willkür anheimgestellt wäre, welcher Aspekt zur Untersuchung herangezogen wird. Vielmehr hat die Eigenart des Gegenstandes die Wahl der Perspektive zu bestimmen. Wenn das „Tun“ einer untersuchten Gruppe „das wirtschaftliche Leben κατ’ ἐξοχήν“ ausmacht, dann liegt nach Schumpeter in dessen Betrachtung unter wirtschaftlichem Aspekt keine unzulässige Abstraktion.<sup>3</sup> Es kommt bei Kategorisierungen also darauf an, dass sie sich aus der Sache ergeben, dem Gegenstand gemäß sind. Wie lässt sich diese Prämisse auf die antike Literatur übertragen, welche Perspektive hat ihre Berechtigung, wie lässt sich eine Herangehensweise begründen?

---

2 Schumpeter (1934) 1.

3 Nach Schumpeter (1934) 2 lässt sich eine Gruppe dann unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten betrachten, wenn das wirtschaftliche Leben sie maßgeblich bestimmt oder gar konstituiert.

Thomas Baier

## (b) Rückblick

Seit den Siebzigerjahren gilt Literaturgeschichte als eine „Provokation der Literaturwissenschaft“, um Hans Robert Jauß zu zitieren.<sup>4</sup> Die Epochendarstellung ist problemorientierten oder systematischen Fragestellungen gewichen.<sup>5</sup> Dahinter lässt sich der Versuch erkennen, außerhistorische Kriterien anzulegen, mithin aus der Dimension des Geschichtlichen herauszutreten. Die klassische Literaturgeschichtsschreibung stand hingegen vor dem Dilemma, entweder annalistisch aneinanderzureihen, wobei die großen Autoren jeweils die entscheidenden Haltepunkte bildeten, oder ihren Gegenstand gleich um einen etablierten Kanon zu gruppieren.<sup>6</sup> Letzteres bietet sich in der Klassischen Philologie an, wo die Überlieferung eine Auswahl getroffen hat, die zum kleineren Teil dem Zufall, zum größeren den Vorlieben späterer Leser oder dem Schulbetrieb geschuldet ist. Gegen beide Darstellungsformen können Einwände erhoben werden: Die chronologische, sich an Epochen orientierende Anordnung ist keine Geschichte der *Literatur*, sie wird dem spezifischen Gegenstand nicht gerecht, neigt dazu, die Literatur im Takt der großen Politik zu ordnen, die Ausrichtung an kanonischen Werken ist keine *Geschichte* der Literatur, sie missachtet die historische Bedingtheit.<sup>7</sup>

Was wollte solcherart Geschichtsschreibung? Darüber gibt zunächst Wilhelm von Humboldts Schrift „Über die Aufgabe des Geschichtsschreibers“ (1821) Aufschluss, indem sie in der Nationalliteratur eine Grundidee postulierte, in der nationalen Besonderheit den „unsichtbare[n] Theil jeder Tatsache“ erkannte.<sup>8</sup> Die Ernüchterung in der zweiten Hälfte des 20. Jahr-

---

4 Jauß (1974).

5 Vgl. Jauß (1974) 145.

6 Vgl. Jauß (1974) 146.

7 Literaturgeschichtsschreibung bedient sich notwendigerweise auch außerliterarischer Kategorien. Diese sind einerseits durch die Entstehungszeit des Werkes, andererseits durch den Erfahrungshorizont des Rezipienten bestimmt. Deshalb kann Literaturgeschichtsschreibung nie in einem überzeitlichen Sinne ‚objektiv‘ sein. Literaturgeschichte nur als „Strukturwandel von Literatur in der zeitlichen Sukzession der Texte“ zu beschreiben (so Titzmann [2002] 296), dürfte nicht funktionieren. Titzmann (ebd. 304–305) unterstellt innerhalb der Epochen bestimmte „Regularitäten“ bzw. „Gemeinsamkeiten“ der für eine Epoche als spezifisch anerkannten Texte. Dabei unterscheidet er „zwei Klassen von Regularitäten“, die „unbedingten“ und die „bedingten“. Eine konkrete Anwendung bleibt der Verfasser schuldig und überlässt sie (ebd. 306) „der Phantasie des Lesers“. Dass Epocheneinteilungen notwendigerweise nachträgliche Zuschreibungen sind, versucht Graus (1987) zu zeigen.

8 Zit. nach Jauß (1974) 148–152.

hundertts riet dann zum Rückzug ins Positivistische. Die Quellenforschung erachtete Literatur als eine Ansammlung von Traditionen, ein „Bündel beliebig vermehrbare ‚Einflüsse‘“.9 Statt der geschichtlichen Einmaligkeit interessierte nun die überzeitliche Kontinuität. Häufig ging mit der Quellenforschung unausgesprochen die romantische Vorstellung einher, das Ältere sei das jeweils Bessere, und das Verlorene weckte größere Sehnsucht als das Vorhandene. Zugleich unterstellte man allgemeingültige, epochenübergreifende Maßstäbe der Kunstbewertung. Ästhetik erschien gleichsam als Funktion der genialen, geschichtsenthobenen Schöpfung. „In diesem Sumpfe“, so Walter Benjamin, „ist die Hydra der Schulästhetik mit ihren sieben Köpfen: Schöpfertum, Einfühlung, Zeitentbundenheit, Nachschöpfung, Miterleben, Illusion und Kunstgenuß zu Hause.“10 Solche Kategorien haben in der Tat etwas Hohepriesterliches, begründen einen Alleinvertretungsanspruch, weil sie nur dem Berufenen zugänglich sind, mithin ein Bündnis zwischen Dichter und Interpreten unterstellen.

### (c) Was leisten Kategorien?

Nun ist jedoch das Denken in Kategorien eine Selbstverständlichkeit, ohne die es kaum möglich wäre, allgemeine Aussagen zu treffen. Diese Grundeinsicht entspricht abendländischem Denken und wird in des Neuplatonikers Porphyrius' Einleitung in die Kategorien des Aristoteles hinlänglich betont:

„Daher wollte Plato, daß man vom Generellsten zum Speziellsten hinabsteige und da ruhte. [...] Vor dem Unendlichen aber heißt er uns stehen bleiben, da es von ihm keine Wissenschaft geben könne. Man muß also beim Abstieg zum Speziellsten mittels der Einteilung durch die Vielheit schreiten, dagegen beim Aufstieg zum Generellsten die Vielheit in Eines zusammenfassen.“11

Erkenntnis ist also nur durch eine zergliedernde Analyse möglich, und zwar im Sinne einer Kategorisierung, die Spezielles und Generelles abstuft oder, wie Aristoteles darlegt, die nach Gattung und Art, nach γένος und εἶδος, unterscheidet. Dabei drängt sich sogleich die nächste Frage auf, wie sie ebenfalls Porphyrius formuliert hat, ob die Gattungen und Arten „etwas

---

9 Jauß (1974) 153.

10 Zit. nach Jauß (1974) 153 Anm. 23.

11 Porphyrius nach Rolfes (1995) 7.

Wirkliches sind oder nur auf unseren Vorstellungen beruhen, und ob sie, wenn Wirkliches, körperlich oder unkörperlich sind, endlich, ob sie getrennt für sich oder in und an dem Sinnlichen auftreten“.<sup>12</sup> Legen wir mit den Kategorien also nur ein Modell oder Raster auf die Phänomene, das nach Maßgabe unseres Verstandes strukturiert ist, oder beschreiben unsere Kategorien, also z.B. Epoche, Gattung oder Motiv- und Strukturgeschichte, ein Stück Wirklichkeit? Vermutlich kommt es auf die Perspektive an. Wer nur Epocheneinschnitte wahrnehmen will, übersieht Kontinuitäten und umgekehrt. Je nachdem, worauf man schaut, kann eine *histoire de longue durée* ebenso viele Argumente für sich verbuchen, wie eine epochenorientierte Geschichte. Bei der Einteilung nach Gattungen scheint der Fall nur auf den ersten Blick klarer, da sich zunächst mit formalen Kriterien argumentieren lässt. Doch gibt es eben auch Gattungsmischungen, und gerade bei einem Autor wie etwa Ovid stellt sich die Frage, ob die Scheidung nach verschiedenen Gattungen überhaupt sinnvoll ist, ob nicht das Gemeinsame in den Werken überwiegt; immerhin ist er selbst als Epiker ein *tenerorum lusor amorum*. Schließlich ist gerade Ovid ein Meister der Gattungsmischung, aber eben nicht nur er; vielmehr ist das Spiel mit Gattungen ein Signet seiner Epoche. Wollte man allerdings die sogenannte „augusteische“ Epoche durch dieses Phänomen charakterisieren, geriete man wieder in Schwierigkeiten, denn Gattungsgrenzen wurden zu allen Zeiten überspielt. Wann ist überhaupt ein Phänomen als epochen- oder gattungstypisch zu bezeichnen? „Wenn es gehäuft auftritt“, möchte man antworten. Was heißt aber „gehäuft“? Jede Antwort auf diese Frage führt in die Aporie. Sie lässt sich immer durch die Paradoxie des Kettenschlusses im Stile des *Sorites* aushebeln. Qualitatives lässt sich nicht mit quantitativen Maßstäben messen. Umgekehrt kann Quantität durchaus zu Qualität führen. Dies lässt sich etwa an der Verwendung bestimmter Tropen im Epos zeigen. Finden sich etwa bei Vergil Alliterationen oder Monosyllaba, so interpretiert man dies für gewöhnlich als Hinweis auf oder gar Hommage an Ennius. Finden wir dagegen bei Ennius pangrammatische Künsteleien wie jenes berühmte *O Tite, tute, Tati*, so handelt es sich um eine Schmuckform, die sich nachgerade zur Wortmagie ausweitet.<sup>13</sup> Derartige Manierismen hat es zu allen Zeiten gegeben, aber in manchen Epochen, sei es in der archaischen lateinischen Literatur, sei es im

---

12 Porphyrius nach Rolfes (1995) 1.

13 Vgl. Curtius (1965) 286–287; Vgl. auch Hocke (1959) 25 über „Pangrammatische Kunstgriffe“ sowie 124–131.

16. Jahrhundert bei Marot oder bei Baïf, ist das vielleicht älteste und zugleich barbarischste Kunstmittel der Alliteration durch seine besondere Ausprägung zu einem ausgefeilten Kunstgriff, mithin zum distinktiven Stilmerkmal geworden. Durch die quantitative Häufung ist qualitativ etwas Neues geschaffen worden. Man könnte im Sinne des paracelsischen *Dosis facit venenum* argumentieren, es habe zwar alles zu allen Zeiten gegeben, aber erst, wenn eine Art kritischer Masse erreicht sei, lasse sich von einem distinktiven und aussagekräftigen Merkmal sprechen.

Nun gilt es jedoch weiterhin zu unterscheiden zwischen autorbezogenen und überpersönlichen Kategorien; erst letztere wären ein Epochen- bzw. Gattungsmerkmal. Friedrich Gundolf hatte die Existenz überindividueller epochenbestimmender Einheiten grundsätzlich verneint, sah jedoch den ‚gestaltenden Genius‘ und sein ‚gestaltetes Werk‘ als das die Geschichte prägende Moment.<sup>14</sup> Den entgegengesetzten Pol dieser möglicherweise durch den Geniegedanken beeinflussten Sicht bildet die soziologische Deutung, die jedes Individuum als Ausfluss gesellschaftlicher Verhältnisse interpretiert. Als pointiertes Beispiel ließe sich Norbert Elias’ Mozart-Biographie anführen, die den genialen Komponisten als Produkt aus der väterlichen Erziehung und dem musikbegeisterten höfischen Leben deutet.<sup>15</sup> Letztere Sicht ist sozusagen die materialistische, bei der das Sein das Bewusstsein bestimmt.

#### (d) Kontingenz geschichtlicher Kategorien

Welcher Seite man sich auch immer zuschlägt, man wird einen Autor immer nur vor dem Hintergrund seines Umfeldes, also im historischen Kontext beurteilen können. Nur eine solche Interpretation kann als wissenschaftlich gelten, also Objektivität beanspruchen. Objektivität heißt hier soviel wie Kommunizierbarkeit. Sie schließt die Möglichkeit der Unterwerfung unter eine kritische Prüfung und schließlich auch die Revision des Urteils ein. Ein

---

14 Nach von Wiese (1933) 133.

15 Elias (1991) legt eine kunstsoziologische Studie vor, die das Phänomen Mozart nahezu ausschließlich gesellschaftlich erklärt, aus dem „Schichtenkampf“ zwischen Bürgertum und Adel und der damit einhergehenden Veränderung künstlerischer Kanones (18–19), aus der veränderten gesellschaftlichen Stellung des Künstlers („Handwerkskunst“ vs. „Künstlerkunst“, 58–63) und dem Einfluss des Vaters (87–113). Der Begriff „Genie“ wird zwar verwendet, aber seiner numinosen Aura entkleidet.

bloß subjektives Urteil braucht nicht revidiert zu werden. Die kontextabhängige Betrachtung führt also wieder zur Einordnung in „Schubladen“, weil sie anders nicht vermittelbar ist. Benno von Wiese hat in einer „Kritik des geistesgeschichtlichen Epochenbegriffs“ dieses Problem mit der „Frage nach der Geisteswissenschaft als Wissenschaft überhaupt“<sup>16</sup> verbunden:

„Eine kritische Besinnung wird fragen müssen, wie weit eine solche Verwendung von Epocheneinheiten im wissenschaftlichen Sinne möglich ist, oder ob sie nicht nur eine andere Form der metaphysischen Sinngebung bedeutet [...] und damit eine Wissenschaft der Geistesgeschichte vortäuscht, wo nur von einer metaphysischen Konstruktion des Geistes die Rede sein kann. [...] Es steht zur Diskussion, ob die Verwendung von Epochenkategorien in diesem Sinne für die Geisteswissenschaft wissenschaftlich legitimiert werden kann oder ob diese nur metaphysische Konstruktionsschemen sind, die sich den Anschein der objektiven Gültigkeit für ein fachlich begrenztes, tradierbares Forschungswissen geben.“<sup>17</sup>

Von Wiese fügt die Warnung an:

„Jede Verabsolutierung und Hypostasierung dieser geistesgeschichtlichen Kategorienbildung macht Konstruktionen zu Realitäten, Werkzeuge zu Inhalten, methodische Mittel zu vorhandenen Tatsachen.“<sup>18</sup>

Stellt man nun in Rechnung, dass die Kategorien ihrerseits historischer Bedingtheit unterliegen, also Teil eines historischen Prozesses sind,<sup>19</sup> dass sie sich folglich auch verändern – immerhin stellt jede Epoche eigene Fragen an die alten Texte –, so erhebt sich unweigerlich der Verdacht der Zufälligkeit. Zufällig wären in letzter Konsequenz die Fragen, die an die Literatur gestellt werden, aber auch die Auswahl der Texte und sogar deren Inhalt selbst. Diese provokante Idee, dass alles ganz anders sein könnte, das vorherrschende Prinzip letztlich die Kontingenz ist, hat bereits Ovid in den *Metamorphosen* angelegt: Er gestaltet den Übergang von der mythischen zur historischen Zeit im 11. Buch (749ff.) im Stile einer *Tis*-Rede. Zwei alte Männer beobachten vom Ufer des Meeres Ceyx und Alcyone, und der eine oder der

---

16 Von Wiese (1933) 133.

17 Von Wiese (1933) 133–134.

18 Von Wiese (1933) 135.

19 Vgl. von Wiese (1933) 140 und 144 („dynamisches Gebilde“).

*Quintilians Versuch einer funktionalen Literaturbetrachtung*

andere – Ovid lässt es völlig offen, wer spricht – berichtet, auch der in einen Eisvogel verwandelte Ceyx sei ein Sohn des Priamus gewesen (11,758–760):

*frater fuit Hectoris iste:  
qui nisi sensisset prima nova fata inventa,  
forsitan inferius non Hectore nomen haberet.*

„der dort [Ceyx] war ein Bruder Hectors, und hätte er nicht in frühester Jugend [durch Verwandlung in einen Vogel] ein umstürzendes Schicksal erlitten, wäre sein Ruhm vielleicht nicht geringer als derjenige Hectors.“

Statt Hectors hätte ebenso gut Ceyx zum prominentesten Helden Troias werden können. Die Auseinandersetzung zwischen Hector und Achill, der wesentliche Teil der Urerzählung des Abendlandes, ist damit Zufall. Zufall ist auch, dass wir von Ceyx und Alcyone hören, weil das Gespräch zweier Unbekannter beiläufig aufgeschnappt und von Ovid referiert wurde. Ein Dekonstruktivist ‚*avant la lettre*‘ ist Ovid aber nicht nur in Bezug auf die überlieferten Stoffe, sondern auch hinsichtlich der Gattungen, deren Grenzen er nicht nur in den *Heroides* überwindet. Insofern war er weiter als die meisten Späteren. Gattungen und Stoffe sind bei Ovid keine unumstößlichen Gegebenheiten mehr. Ein Bewusstsein für die Andersartigkeit früherer Epochen scheint bei den Römern ohnehin nicht ausgeprägt gewesen zu sein.<sup>20</sup> Vielleicht war es Ovids anarchische Kreativität, die ihn bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts zu einem bald argwöhnisch beäugten, bald milde belächelten Autor machte, der sich herkömmlicher Einteilung entzog.<sup>21</sup> Wenn jedoch, Ovids impliziter These folgend, alles Zufall ist, warum überdauern dann Kunstwerke die Verhältnisse, unter denen sie entstanden sind? Eine mögliche Antwort auf das Dilemma dieser von Karl Marx formulierten Frage hat Karel Kosík folgendermaßen formuliert:

---

20 Man kann dies an der Geschichtsschreibung beobachten, die es insofern an Distanz gegenüber der Vergangenheit fehlen lässt, als sie die prinzipielle Andersartigkeit früherer Epochen nicht anerkennt, sondern eigene moralische Vorstellungen für überzeitlich hält und daher bedenkenlos rückprojiziert.

21 Zur älteren Ovid-Forschung vgl. Marg (1949) 45: „Die gängigen Darstellungen Ovids vom 19. Jahrhundert bis heute sind ablehnend oder doch merkwürdig zwiespältig: man muß ihn loben, aber man mag ihn nicht.“ Der Wandel des Ovid-Bildes vollzog sich in der Nachkriegszeit: Vgl. auch Doblhofer (1960); von Albrecht (1982).

„Das Werk lebt, soweit es wirkt. In der Wirkung des Werkes ist einbegriffen, was sich sowohl im Konsumenten des Werkes als auch am Werk selbst vollzieht. [...] Das Werk ist ein Werk und lebt als ein Werk deshalb, weil es eine Interpretation *fordert* und in vielen Bedeutungen *wirkt*.“<sup>22</sup>

Das Überzeitliche eines Kunstwerks liegt somit in dessen Rezeption. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff bemängelt in seiner „Griechische[n] Literatur des Altertums“,<sup>23</sup> die Generation Johann Joachim Winckelmanns und seiner Nachfolger habe die „Entstehung der griechischen Literatur und ihrer Gattungen mit dem absolut Normalen und Natürlichen“ identifiziert und ihre weitere Herausbildung als Ausfluss „dem Produkte immanenter Naturgesetze“ gedeutet. Die selbstverständliche Übernahme der griechischen Gattungen in die späteren europäischen Literaturen hat den Eindruck von deren natürlicher und kanonischer Geltung weiter bestärkt. Es blieb dem 20. Jahrhundert vorbehalten, nach anderen Wegen zu suchen, indem der Blick stärker von der Produktions- auf die Rezeptionsseite gelenkt wurde. Die Betonung der Rezeptions- und Wirkungsästhetik in der Literaturwissenschaft durch den eingangs zitierten Hans Robert Jauß hat die Einsicht in die Eigendynamik des Nachlebens der Literatur geschärft und einer reinen Produktions- und Darstellungsästhetik ihre Grenzen gewiesen.<sup>24</sup> Literatur ist schließlich nach Walter Benjamin ein „Organon der Geschichte, und sie dazu – nicht das Schrifttum zum Stoffgebiet der Historie – zu machen, ist die Aufgabe der Literaturgeschichte“.<sup>25</sup>

Die rezeptionsästhetische Seite der Literatur lässt sich am Beispiel der römischen Literatur, die ihrerseits ein Rezeptionsphänomen darstellt, in besonderer Weise untersuchen. Es spricht nämlich vieles dafür, dass die ersten römischen Autoren die von den Griechen übernommenen Gattungen gerade nicht so sahen, wie es Wilamowitz Winckelmann und seinen Nachfolgern unterstellt, sondern die übernommenen Formen neuen Aufgaben unterwarfen, mithin die vorgängige griechische Literaturgeschichte als Vor-

---

22 Zit. nach Jauß (1974) 163.

23 Von Wilamowitz-Moellendorff (1912) 6–7 im Kapitel „Stellung und Begrenzung der Aufgabe“.

24 Jauß hat damit ein von Terentians Maurus, *De litteris, syllabis, metris*, 1286 erstmals ausdrücklich benanntes Phänomen fruchtbar gemacht: *Pro captu lectoris habent sua fata libelli*.

25 Zit. nach Jauß (1975) 155 Anm. 4.

*Quintilians Versuch einer funktionalen Literaturbetrachtung*

geschichte ihrer gegenwärtigen Erfahrung begriffen:<sup>26</sup> Aus dem narrativen Heldenepos der *Odysee* konnte in Livius Andronicus' ‚Übersetzung‘ ein historisches Epos über italische Geschichte werden, die Tragödie diente der kulturellen Selbstvergewisserung des nach dem siegreichen Ersten Punischen Krieg aufstrebenden römischen Staates,<sup>27</sup> die Komödie destruierte, jedenfalls zum Teil, die durch die Gattungskonvention geprägte Erwartung.<sup>28</sup> Ob man diese Tatsache als Ausfluss minderbemittelten Epigontums oder bewusster schöpferischer Anverwandlung sieht, sei zunächst einmal dahingestellt. In jedem Fall spricht daraus der Versuch des ‚Umfunktionierens‘ traditioneller Formen. Der funktionale Blick der Römer auf die Literatur lässt sich emblematisch an deren Ausgangspunkt fassen: Sie beginnt 240 v.Chr. mit der Anordnung der Ädilen an Livius Andronicus, eine *fabula* aufzuführen. Rom dürfte die einzige Hochkultur sein, deren literarisches Leben einem jahrgenau datierbaren Verwaltungsakt entspringt. Eine solche Literatur definiert sich nicht von ihrer Produktion, sondern von ihrer Rezeption her, ist sie doch, jedenfalls nach der mutmaßlichen Intention der Auftraggeber, ausschließlich dazu da, die militärisch aufstrebende Stadt Rom auch geistig als Teil der hellenistischen Ökumene zu erweisen. Der diesem Bestreben zugrunde liegende kulturelle Minderwertigkeitskomplex scheint bis in die augusteische Zeit an den Römern genagt zu haben. Horaz streut im *Augustusbrief* Salz in diese Wunde, wenn er darlegt, das besiegte Griechenland habe den rohen Sieger unterworfen und die Künste nach Latium gebracht,<sup>29</sup> und wenn er das literarische Interesse der Römer auf Nützlichkeits erwägungen beschränkt sieht.<sup>30</sup>

---

26 Vgl. Jauß (1975) 126–162.

27 Vgl. Baier (2001) 87–94.

28 Vgl. Jauß (1975) 132: „Der Idealfall der Objektivierbarkeit solcher literarhistorischer Bezugssysteme sind Werke, die den durch die Gattungs-, Stil- oder Formkonvention geprägten Erwartungshorizont ihrer Leser erst eigens evozieren, um ihn sodann Schritt für Schritt zu destruiieren.“

29 Hor. epist. 2,1,156–157: *Graecia capta ferum victorem cepit et artes / intulit agresti Latio.*

30 Hor. epist. 2,1,162–163: *quaerere coepit / quid Sophocles et Thespis et Aeschylus utile ferrent.*

Thomas Baier

## Quintilian

### (a) Wie entsteht Kultur?

Eine wirkungsästhetische und vor allem nutzenorientierte Perspektive auf die Literatur ist bereits bei den antiken Redelehrern vorgegeben. Dieser Zugriff scheint sich zunächst aus der Sache zu ergeben. Quintilian beurteilt vor diesem Hintergrund die Qualität eines Werkes danach, ob sein Stil dem Thema und der Gattung angemessen ist und sich die erstrebte Wirkung beim Hörer (Leser) einstellt. Epochentypisches oder Zeitgebundenes wird dabei souverän überspielt – des Redelehrers Blick auf die Literaturgeschichte ist geradezu ahistorisch –, und auch Gattungen werden zwar implizit vorausgesetzt, aber nicht definiert. Vielmehr sieht Quintilian die Entwicklung der Literatur als eine organische Abfolge von Autoren-Generationen.<sup>31</sup> Er geht dabei nicht von einem Deszendenzmodell aus, bei dem das klassische Urbild von Epigonen bald besser, bald schlechter nachgeahmt würde, sondern eher von einem ständigen Fortschritt durch Akkumulation von Erfahrung.<sup>32</sup> Die Imitation des jeweils besten Vorbildes führt somit zu einer stetigen Verbesserung.<sup>33</sup> Sein Beurteilungsmaßstab ist an seiner eigenen Gegenwart und der Suche nach *utilitas* ausgerichtet.

Es soll im Folgenden Quintilians Verständnis von Literaturgeschichte aufgezeigt und die These gewagt werden, dass der rezeptionsorientierte und utilitaristische Zugriff nicht nur seiner Profession als Redelehrer geschuldet ist, sondern sich auch aus dem Gegenstand der römischen Literatur selbst ergibt, die, als Auftragsliteratur entstanden, das Geburtsmal einer ‚funktionalen‘ Literatur bis in die Kaiserzeit mit sich trug.<sup>34</sup> Und was für die Literatur gilt, gilt nach Quintilian für die gesamte Zivilisation (inst. 10,2,1–2):

*Neque enim dubitari potest quin artis pars magna contineatur imitatione. Nam ut invenire primum fuit estque praecipuum, sic ea, quae bene inventa sunt, utile sequi. Atque omnis vitae ratio sic constat, ut quae probamus in aliis facere ipsi velimus.*

---

31 Vgl. Schwindt (2000) 214: „An die Stelle der Epoche tritt die affilierte Generation, an die Stelle der Historie die Genealogie.“

32 Symptomatisch sind etwa die Ausführungen zur *imitatio*, bes. Quint. inst. 10,2,4–10.

33 Vgl. Quint. inst. 10,1,3.

34 Als Beleg dafür lässt sich etwa Horazens satirischer Abriss der Literaturgeschichte in epist. 2,1,93–107 sehen.

*Quintilians Versuch einer funktionalen Literaturbetrachtung*

„Denn es kann ja keinen Zweifel darüber geben, daß ein großer Teil der Kunst auf Nachahmung beruht. Das Erfinden war nämlich zwar das Erste und ist auch das Wichtigste, ebenso nützlich aber ist es, nach dem, was als Erfindung sich bewährt hat, sich zu richten. Unser Leben zeigt ja überall den Grundsatz, daß wir das, was wir bei anderen gut finden, auch selbst tun wollen.“<sup>35</sup>

Die Nachahmung wird damit zum eigentlichen kulturschöpferischen Prinzip (inst. 10,2,3):

*Et hercule necesse est aut similes aut dissimiles bonis simus. Similem raro natura praestat, frequenter imitatio.*

„Und, beim Hercules, ganz zwangsläufig sind wir den Guten entweder ähnlich oder unähnlich. Ähnlichkeit liefert aber selten die Natur, häufig jedoch die Nachahmung.“

Das Verhältnis von Natur und Nachahmung ist also so zu bestimmen, dass die *natura* das zufällig Vorgegebene ist, nämlich das Talent, das bald größer, bald kleiner ausfällt, die *imitatio* jedoch die sorgfältige Verbesserung der natürlichen Anlagen.<sup>36</sup> Dieses aszendente, am Nutzen orientierte Kulturmodell hat ein epikureisches Gepräge – ohne dass Quintilian deswegen zum Epikureer gestempelt werden soll. Entsprechende Vorstellungen finden sich schon bei Varro, wobei dieser bei einer sehr viel primitiveren Kulturstufe ansetzt. In *De lingua latina* 5,108 lesen wir über die Sammlerzeit, also die allerersten Anfänge menschlicher Zivilisation:

*Dein posteaquam desierunt esse contenti his quae suapte natura ferebat sine igne, in quo erant poma, quae minus cruda esse poterant, decoquebant in olla.*

„Nachdem sie aufhörten zufrieden zu sein mit dem, was die Natur von sich aus brachte ohne Feuer, insofern es Äpfel gab, die weniger roh sein konnten, kochten sie sie in Töpfen.“

Das *desinere esse contenti* wirkt produktiv.<sup>37</sup> Es überwindet den Anfangszustand, der keineswegs durch paradiesische, sondern vielmehr durch kärgliche – Kargheit wird hier negativ verstanden – Verhältnisse gekennzeichnet ist.

---

35 Übersetzung von Rahn (2011). Alle weiteren Übersetzungen sind dieser Ausgabe entnommen.

36 Sen. epist. 49,11 bezeichnet die menschliche *ratio* als *imperfecta natura, sed quae perfici possit*.

37 Vgl. Baier (1997) 176.

Varro ist zwar abhängig von Dikaiarch,<sup>38</sup> setzt jedoch einen anderen Akzent als dieser. Dikaiarch war von einem Modell moralischer Deszendenz ausgegangen, welches den technischen Fortschritt erzwang. Varro sieht dagegen in der menschlichen Natur einen Nachahmungstrieb, der auch ohne expliziten Zwang nach Fortentwicklung strebt.<sup>39</sup> Das *decoquere in olla* impliziert einen noetischen Akt,<sup>40</sup> denn es bedarf eines Lernprozesses zu wissen, welche Früchte wie zu kochen sind.<sup>41</sup> Varro hat also aus dem Deszendenzmythos, der bei dem Vorbild Dikaiarch bzw. dessen Exzerpt bei Porphyrius durchklingt, ein reines Aszendenzschema gemacht und dabei den Urzustand aller romantischer Idealisierung entkleidet. Die τέχναι, die im griechischen Mythos als Übel gesehen wurden, da sie ein Ausfluss von Arbeit und Mühe seien, bewertet er ausdrücklich positiv.

Bei Dikaiarch / Porphyrius war das Goldene Zeitalter in der Weise rationalisiert, dass der Eindruck entstand, die damaligen Erdenbewohner hätten das Wissen um die richtige Lebensweise von Natur aus, durch Instinkt besessen. Varro konzidiert den Urbewohnern keinerlei Vorkenntnisse, wohl aber Neugier und Experimentierfreude. Jede Art von Fortschritt sei dadurch entstanden, dass man zunächst ausprobiert habe und sodann der für am besten befundenen Lösung gefolgt sei. Die Entstehung einer bestimmten Kulturtechnik unterliegt also mehr oder weniger dem Zufall, die Weiterentwicklung vollzieht sich jedoch auf dem einmal eingeschlagenen Weg, erfolgt also in gewisser Weise analog. Im ersten Buch von *De re rustica* (1,18,7–8) führt Varro aus:

*Bivium nobis enim ad culturam dedit natura, experimentiam et imitationem. Antiquissimi agricolae temptando pleraque constituerunt, liberi eorum magnam partem imitando. Nos utrumque facere debemus, et imitari alios et aliter ut faciamus experientia temptare quaedam, sequentes non aleam, sed rationem aliquam [...].*

„Zwei Wege hat uns nämlich die Natur zur Kultur gegeben, das Experiment und die Nachahmung. Die alten Bauern haben das meiste durch Versuche begründet, ihre Kinder das meiste durch Nachahmung. Wir müssen beides tun, die anderen nachahmen und, um es

---

38 Vgl. Ax (2000) 349–350.

39 Vgl. Baier (2007).

40 Reischl (1976) 89.

41 Vgl. auch Varr. ling. 5,109 über Fleischzubereitung.

anders zu machen, durch Erfahrung manches versuchen, nicht dem Zufall/Würfel folgend, sondern irgendeinem Plan.“

Dieses Modell findet bei Varro ausdrücklich auch für die Entstehung der wichtigsten Kulturtechnik, der Sprache, Anwendung. Er erklärt damit auch die Existenz unterschiedlicher Deklinationsformen. In *De lingua latina* 8,27 führt er aus, dass es gleichgültig sei, ob der Genitiv von *Hercules Herculis* oder wie in der o-Deklination *Herculi* gebildet werde, beides sei verständlich. Entscheidend im Sinne der *utilitas*, also der Pragmatik, sei es jedoch, dass die einmal eingeübte Konvention und damit die Entscheidung für die eine oder andere Deklination beibehalten werde. Ähnlich verhalte es sich mit den Benennungen von Dingen überhaupt.<sup>42</sup> Wer einen Sklaven kauft, kann ihm jeden beliebigen Namen geben, sei es nach seinem Verkäufer, sei es nach der Herkunft. Den einmal zugedachten Namen wird er jedoch nach den üblichen Flexionsregeln beugen, also gewisse Usancen einhalten. Die *verba* sind den *res* auferlegt *utilitatis causa*,<sup>43</sup> und sofern man sich an die einmal eingeführte Konvention hält, ist jede Suche nach einer Analogie müßig.<sup>44</sup> Ein vergleichbares Konzept scheint auch bei Lukrez im fünften Buch (1028–1029) intendiert zu sein: *at varios linguae sonitus natura subegit / mittere et utilitas expressit nomina rerum*.<sup>45</sup> Die Natur gibt die ungeformten Laute, praktische Erwägungen führen zur Ausbildung einer Sprache. Der Grundgedanke ist epikureisch: Die Entwicklung von Kulturtechniken ist danach eine Überlebensnotwendigkeit. Die Natur (φύσις) hat sich mit Hilfe des λογισμός den Umständen (πράγματα) anzupassen. Letztere sind Lehrmeister und Zwingherr in einem.<sup>46</sup> Die dem Menschen zu Gebote stehenden Mittel bestehen in Nachahmung und Weiterentwicklung.

---

42 Varro bezeichnet dieses der Etymologie zugehörige Gebiet als *declinatio naturalis*.

43 Dieselbe Vorstellung liegt Aristot. rhet. 3,2,1404b zugrunde: σημείον γάρ τι ὁ λόγος ὄν, εἴαν μὴ δηλοῖ, οὐ ποιήσει τὸ ἑαυτοῦ ἔργον; vgl. Dahlmann (1932) 95.

44 Vgl. auch Plat. Prot. 322a3–6: ἔπειτα φωνὴν καὶ ὀνόματα ταχὺ διηρθρώσατο τῇ τέχνῃ (ὁ ἄνθρωπος) καὶ οἰκίσεις καὶ ἐσθῆτας καὶ ὑποδέσεις καὶ στρωμνὰς καὶ τὰς ἐκ γῆς τροφὰς εὔρετο; vgl. Dahlmann (1932) 96.

45 Zur epikureischen Note des *utilitas*-Konzepts vgl. Reinhardt (2008) 138–139.

46 Vgl. Epicur. epist. ad Her. 75–76: ὑπὸ αὐτῶν τῶν πραγμάτων διδαχθῆναι τε καὶ ἀναγκασθῆναι.

### (b) Bewertung von Literatur

Doch zurück zu Quintilian: Den bei Varro anklingenden Gedanken der Unzufriedenheit mit dem Urzustand hat der Redelehrer mit Blick auf die *imitatio* weiter zugespitzt. Er formuliert ganz ähnlich wie Varro (inst. 10,2,4):

*Ante omnia igitur imitatio per se ipsa non sufficit, vel quia pigri est ingenii contentum esse iis, quae sint ab aliis inventa. Quid enim futurum erat temporibus illis, quae sine exemplo fuerunt, si homines nihil nisi quod iam cognovissent faciendum sibi aut cogitandum putassent?*

„Vor allem also: die Nachahmung als solche genügt nicht – schon weil es einen trägen Geist verrät, sich mit dem zufriedenzugeben, was andere gefunden haben. Denn was hätte in jenen Zeiten geschehen sollen, die noch kein Vorbild hatten, wenn die Menschen gemeint hätten, nur was ihnen schon bekannt sei, dürften sie tun oder denken?“

Hier wird das Prinzip der schöpferischen Nachahmung verteidigt, und zwar mit einiger Verve, wie durch die rhetorischen Fragen und die emphatische Sprache deutlich wird (10,2,5):

*Cur igitur nefas est reperiri aliquid a nobis, quod ante non fuerit?*

„Warum soll es also eine Sünde sein, daß wir uns die Mühe machen, etwas zu erfinden, was es vorher nicht gegeben hat?“

Und schließlich (10,2,7–8):

*Turpe etiam illud est, contentum esse id consequi quod imiteris. Nam rursus quid erat futurum si nemo plus effecisset eo quem sequebatur? Nihil in poetis supra Livium Andronicum, nihil in historiis supra pontificum annales haberemus. [...] Ac si omnia percenseas, nulla sit ars, qualis inventa est, nec intra initium stetit.*

„Schimpflich ist es geradezu, sich damit zu begnügen, nur das zu erreichen, was man nachmacht. Denn noch einmal: was wäre geschehen, wenn niemand mehr zustande gebracht hätte als sein Vorgänger? Nichts hätten wir in der Dichtung über Livius Andronicus hinaus, nichts in der Geschichtsschreibung über die Priesterjahrbücher hinaus. [...] und so kann man durchgehen, was man will: Keine Kunst ist in dem Zustand geblieben, wie sie bei ihrer Erfindung war, keine gleich am Anfang stehen geblieben.“

So nachdrücklich Quintilian das Recht seiner Generation verteidigt, sich Vorbilder anzuverwandeln und zu verändern, so sehr achtet er darauf, dass es die richtigen Vorbilder sind, solche, die den Stil nicht verderben. Diese Gefahr besteht vor allem dann, wenn es bei einer bloß äußerlichen, formalen Nachahmung bleibt, wie sie die von ihm so verachteten Manieristen betreiben. Er kennzeichnet die manierierte Vorgehensweise übrigens mit einem Vergleich aus der epikureischen Philosophie – was vielleicht ein weiteres Indiz für den oben diagnostizierten epikureischen Hintergrund ist: Solche Autoren folgten nicht der *virtus* des Vorbildes, sondern nur einer *imago virtutis*, oder was noch schlimmer sei, „den epikureischen Abbildern, die angeblich von der Oberfläche der Körper ausgehen“, *vel potius illas Epicuri figuras, quas e summis corporibus dicit effluere* (10,2,15).<sup>47</sup> Wer nur Klauseln wie *esse videatur* nachahmt, spreche noch lange nicht wie Cicero.<sup>48</sup> Ebenso unglaubwürdig ist freilich der, der sich ein Vorbild wählt, das nicht zu ihm passt bzw. sich in seinen Fähigkeiten überschätzt. Der häufigste Fehler aber bestehe darin, nicht gattungskonform zu schreiben: In einer Rede solle man nicht Dichter oder Historiker nachahmen und umgekehrt entsprechend: *Sua cuique propositio lex, suus decor est* (10,2,22). Ist das doch wieder ein Rückfall in die alten Gattungsschubladen? Nein, gerade nicht, denn eben diese äußerliche Sicht streift er ab und fordert, sich an der Sache zu orientieren. Natürlich geht es ihm hauptsächlich um den Redner, doch lassen sich die Ratschläge auf die Literatur übertragen, aus der Quintilian ja zum Teil seine Beispiele bezieht. *Imitatio* ist nicht Nachahmung in Worten, sondern Nachahmung der Wirkungsabsicht. Quintilian fordert dazu auf, zunächst zu erkennen, welches Ziel jeweils verfolgt wird, welche Mittel dafür zum Einsatz kommen, und diese dem eigenen Zweck anzupassen (10,2,27):

*Imitatio autem [...] non sit tantum in verbis. Illuc intendenda mens, quantum fuerit illis viris decoris in rebus atque personis, quod consilium, quae dispositio, quam omnia, etiam quae delectationi videantur data, ad victoriam spectent [...].*

„Die Nachahmung darf aber [...] nicht nur in den Worten bestehen. Darauf heißt es unsere Überlegung zu richten, wie schön und passend unsere Vorbilder die Sachen und Personen behandelt haben, wie planvoll, wie geschickt in der Anlage; wie alles, auch was nur zur Unterhaltung gebracht zu sein scheint, auf den Sieg zielt.“

---

47 Vgl. Lucr. 4,48.

48 Vgl. Quint. inst. 10,2,18.

Alles werde *utilitatis gratia* eingesetzt; der Nachahmer müsse erkennen, wo das Vorbild hinter den Möglichkeiten zurückbleibe, wo es zu dick auftrage, und entsprechend anpassen (10,2,28):

*Qui vero etiam propria his bona adiecerit, ut suppleat quae deerant, circumcidat si quid redundabit, is erit quem quaerimus perfectus orator.*

„Wer aber zu diesen Beobachtungen noch sein eigenes Gut hinzufügt, Fehlendes ergänzt, da beschneidet, wo etwas überschießt, der wird der vollkommene Redner sein, den wir suchen.“

Die Vielfalt der anwendbaren Stilmittel und vor allem die Empfehlung, dabei nicht in „Schubladen“ zu denken, wiederholt Quintilian explizit im 12. Buch (12,10,69):

*Plures igitur etiam eloquentiae facies, sed stultissimum quaerere, ad quam se reciturus sit orator, cum omnis species, quae modo recta est, habeat usum, atque id ipsum non sit oratoris, quod vulgo genus dicendi vocant: utetur enim, ut res exiget, omnibus, nec pro causa modo sed pro partibus causae.*

„Mehrere Gesichter zeigt also die Beredsamkeit, jedoch wäre es ganz töricht zu fragen, nach welchem von diesen sich der Redner richten soll, da jede Art, sofern sie nur an der rechten Stelle erscheint, ihren Nutzen hat, und gerade das gar nicht vom Redner abhängt, was man gemeinhin seine Stilart nennt. Denn er wird sich ja, wie es die Sachlage erfordert, ihrer aller bedienen, und das nicht nur je nach dem Fall, den er zu behandeln hat, sondern je nach den einzelnen Teilen.“

Das heißt, innerhalb ein und derselben Rede können unterschiedliche Stilebenen erklommen werden, je nach Wirkungsabsicht.<sup>49</sup> Die Tatsache, dass Quintilian in Bezug auf Gattungsunterscheidungen relativ unsensibel ist, dass er auch bei den Lektüreempfehlungen zwar Rangfolgen kennt, aber nicht allzu wählerisch ist, hängt eben mit seinem Konzept einer funktionalen Literaturgeschichte zusammen. In Bezug auf die Historikerlektüre stellt er etwa fest, dass die *Sallustiana brevitatis* bei einem vielbeschäftigten und wenig gebildeten Richter wirkungsvoll sein kann, die *lactea ubertas* eines Livius erzeuge dagegen den Eindruck von Glaubwürdigkeit (10,1,32). Das ist reine

---

49 Die einschlägigen Affekte, die der Redner heraufbeschwören will, führt Quintilian im Folgenden (inst. 12,10,70) aus.

### *Quintilians Versuch einer funktionalen Literaturbetrachtung*

Rezeptionsästhetik. Literatur wird umgekehrt nicht als Wert an sich, sondern lediglich unter Brauchbarkeitserwägungen gesehen.

Zum Beleg dieser These mag man Quintilians berühmte Verdammungsurteile über Seneca heranziehen. Eduard Norden hatte Quintilian deswegen als ‚scholastische Natur‘ disqualifiziert, die sich an dem ‚dämonischen Schriftsteller‘ vergangen habe.<sup>50</sup> Doch als ob Quintilian vorausgeahnt hätte, dass er die Auseinandersetzung mit dem Wunderkind der Nero-Zeit verlieren werde, stellt er klar, dass es ihm weniger um Seneca selbst ging als vielmehr um dessen verderblichen Einfluss auf Nachahmer, die sich selbst überschätzten. Dass er Seneca verurteile, gar hasse, sei eine *vulgata falso de se opinio* (10,1,125). Vielmehr stellt er fest, dass eine Persönlichkeit wie Seneca es sich leisten konnte, so zu schreiben, wie er schrieb, dass aber weniger begabte Nachahmer an diesem übermächtigen Vorbild notwendig scheitern mussten. Sie begingen nämlich den Fehler, vor dem er gewarnt hatte, nur die *verba* zu übernehmen, äußerlich zu imitieren, statt die jeweilige Wirkungsabsicht zu beachten.

### Fazit

Quintilian interessiert sich für Literatur ausschließlich unter dem Aspekt ihrer Wirkung und ihrer Brauchbarkeit für den Rhetorikunterricht. Das ergibt sich aus der Zielsetzung seines Werkes. Literatur betrachtet er deshalb unter funktionalen Aspekten. Damit steht er in einer Tradition, die sich bis zu Livius Andronicus zurückverfolgen lässt. Sein Modell für die Entstehung und Entwicklung von Literatur scheint von epikureischen Kulturentstehungstheorien beeinflusst zu sein. Danach ergeben sich kulturelle Hervorbringungen aus dem Empfinden eines Mangels heraus und entwickeln sich durch das Wechselspiel von Nachahmung und Verbesserung weiter. Alles, was entsteht, unterliegt bis zu einem gewissen Grad dem Zufall. Nur dasjenige setzt sich auf Dauer durch, was allmählich zur Konvention wird. Dieses *imitatio*-Prinzip berücksichtigt implizit die Kontingenz literarischer Hervorbringungen, wie sie heute vorausgesetzt wird. Quintilians Beurteilung literarischen Wertes ist nicht produktions-, sondern rezeptionsorientiert. Hergebrachte Kategorisierungen missachtet er. Die Vorstellung, Gattungen seien etwas „Natürliches“ oder „Normales“, ist ihm fremd. Als Redelehrer hat er

---

50 Norden (1915) 307.

Thomas Baier

mit leichter Hand diejenigen ‚Schubladen‘ ausrangiert, welche Romantik und Historismus gefüllt und welche Rezeptionstheorie mit einiger Mühe in den letzten 40 Jahren wieder entrümpelt hat.

Literaturverzeichnis

- von Albrecht (1982). – Michael von Albrecht, Ovids Humor und die Einheit der *Metamorphosen*, in: Michael von Albrecht/Ernst Zinn (Hrsgg.), *Ovid* (Darmstadt <sup>2</sup>1982 [1968]) (=Wege der Forschung 92) 405–437 (erstm. ersch. in *AU* 6/2 [1963] 47–72).
- Ax (2000). – Wolfram Ax, Dikaiarchs *Bios Hellados* und Varros *De vita populi Romani*, *RbM* 143 (2000) 337–369.
- Baier (1997). – Thomas Baier, *Werk und Wirkung Varros im Spiegel seiner Zeitgenossen. Von Cicero bis Ovid* (Stuttgart 1997) (=Hermes Einzelschriften 73).
- (2001). – Thomas Baier, Die römische Religion als Mittel der Selbstvergewisserung, in: Stefan Faller (Hrsg.), *Studien zu antiken Identitäten* (Würzburg 2001) (=Identitäten und Alteritäten 9, *Altertumswissenschaftliche Reihe* 2) 83–96.
- (2007). – Thomas Baier, Dicearco e il *De vita populi Romani* di Varrone, *Aevum* 7 (2007) 259–268.
- Curtius (1965). – Ernst Robert Curtius, *Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter* (Bern/München <sup>5</sup>1965 [1948]).
- Dahlmann (1932). – Hellfried Dahlmann, *Varro und die hellenistische Sprachtheorie* (Berlin 1932) (=Problemata 5) (ND [Berlin/Zürich 1964]).
- Doblhofer (1960). – Ernst Doblhofer, *Ovidius Urbanus*. Eine Studie zum Humor in Ovids *Metamorphosen*. Das Ovidbild der jüngeren und jüngsten Gegenwart, *Philologus* 104 (1960) 63–91 und 223–235.
- Elias (1991). – Norbert Elias, *Mozart. Zur Soziologie eines Genies*, hrsg. von Michael Schröter (Frankfurt am Main 1991).
- Graus (1987). – František Graus, Epochenbewußtsein – Epochenillusion, in: Reinhart Herzog/Reinhart Koselleck (Hrsgg.), *Epochenschwelle und Epochenbewußtsein* (München 1987) (=Poetik und Hermeneutik 12) 531–533.
- Hocke (1959). – Gustav René Hocke, *Manierismus in der Literatur. Sprach-Alchimie und esoterische Kombinationskunst*, II (Reinbek bei Hamburg 1959).
- Jauß (1974). – Hans Robert Jauß, Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft, in: Hans Robert Jauß, *Literaturgeschichte als Provokation* (Frankfurt am Main <sup>4</sup>1974 [1970]) 144–207.
- (1975). – Hans Robert Jauß, Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft, in: Rainer Warning (Hrsg.), *Rezeptionsästhetik. Theorie und Praxis* (München 1975) 126–162.
- Marg (1949). – Walter Marg, rec. Hermann Fränkel, Ovid. A poet between Two Worlds [1945], *Gnomon* 21 (1949) 44–57.

- Norden (1915). – Eduard Norden, *Die Antike Kunstprosa. Vom VI. Jahrhundert v. Chr. bis in die Zeit der Renaissance*, I. (51915 [ND Darmstadt 1958]).
- Rolfes (1995). – Eugen Rolfes, *Porphyrus, Einleitung in die Kategorien* (Hamburg 1995) (= *Aristoteles, Philosophische Schriften in sechs Bänden*, Bd. 1).
- Rahn (2011). – Helmut Rahn, *Quintilian, Ausbildung des Redners*, 12 Bücher. Lateinisch und deutsch, hrsg. u. übers. von Helmut Rahn (Darmstadt 52011 [1972]).
- Reinhardt (2008). – Tobias Reinhardt, Epicurus and Lucretius on the Origins of Language, *CQ* 58/1 (2008) 127–140.
- Reischl (1976). – Bernhard Reischl, *Reflexe griechischer Kulturentstehungslehren bei augusteischen Dichtern* (Diss. München 1976).
- Schumpeter (1993). – Joseph Alois Schumpeter, *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie* (Tübingen/Basel 71993 [1942]).
- (1934). – Joseph Alois Schumpeter, *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Eine Untersuchung über Unternehmergewinn, Kapital, Kredit, Zins und den Konjunkturzyklus* (41934 [1926] [ND Berlin 1997]).
- Schwindt (2000). – Jürgen Paul Schwindt, *Prolegomena zu einer ‚Phänomenologie‘ der römischen Literaturgeschichtsschreibung. Von den Anfängen bis Quintilian* (Göttingen 2000) (= *Hypomnemata* 130).
- Titzmann (2002). – Michael Titzmann, Epoche und Literatursystem. Ein terminologisch-methodologischer Vorschlag, *Mitteilungen des deutschen Germanistenverbandes* 49/3 (2002) 294–307.
- von Wiese (1933). – Benno von Wiese, Zur Kritik des geistesgeschichtlichen Epochenbegriffs, *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 11 (1933) 130–144.
- von Wilamowitz-Moellendorff (1912). – Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, Die griechische und lateinische Sprache, in: Paul Hinneberg, *Die Kultur der Gegenwart. Ihre Entwicklung und ihre Ziele*, Teil I, Abt. VIII (31912 [ND Stuttgart/Leipzig 1995]).

ISSN 2364-7612

[www.thersites.uni-mainz.de](http://www.thersites.uni-mainz.de)

